

XLIII. CAPITEL

Die Burggasse.



Schon im vorigen Jahrhundert wurde der untere, mehr gegen die Stadt zugekehrte Theil dieser Gasse (wegen der nahen Hofburg) „Burggasse“ genannt.

Doch führte dieselbe diese Benennung erst seit den Dreissigerjahren in allen ihren Theilen, während noch in den Zwanzigerjahren fast jeder nächste Strassentheil einen anderen Namen führte; so z. B. hatte der Theil der „Fassziehergasse“ aufwärts bis zur heutigen „Kirchengasse“ den Namen „Entengasse“. Diese Benennung erhielt sie von dem Hause Nr. 18 (heute Burggasse 20): „zur goldenen Ente“; von der „Kirchengasse“ bis zur „Neubaugasse“ hiess sie „Wendelstadt“, welche uralte Benennung schon im Jahre 1475 in einer Weingartenordnung vorkommt, wo es wörtlich lautete: „der Greben und Wendelstet wegen“; von der Neubaugasse bis zur Zieglergasse aufwärts wurde ihr der Name „Langen Kellergasse“ zutheil, weil einst hier an der Stelle des Hauses Nr. 234 (heute Burggasse Nr. 67) das Armenversorgungshaus „zum Langen Keller“ stand.

Gegenwärtig bildet die Burggasse eine Hauptverbindungsader, indem sie den siebenten Bezirk seiner ganzen Länge nach, von Süden nach Norden durchzieht und in Folge des Durchbruches durch die Kaiserstrasse, Fünfhaus, Neulerchenfeld und die alten Schottengründe direct verbindet!

Diese Vorstadt ist reich an historisch interessanten Häusern; die wichtigsten derselben sind folgende:

Das Haus „zum grossen Zeisig“ Nr. 135 (neu Nr. 2).

Genau an derselben Stelle, wo sich heute das prächtige, im Jahre 1873 erbaute Hotel Höller erhebt, stand einst das bescheidene und doch so berühmte Vergnügungsetablissement „zum grossen Zeisig“, eines jener Glanzpunkte der alten guten Zeit, eine Zufluchtstätte des echten Wiener Humors, der nun immer mehr und mehr auszusterben droht.

Das schmucklose und unscheinbare Gebäude, mit seiner langen Gassenfront, barg in seinem Innern, trotz der bescheidenen Aussenseite, doch viel Köstliches und Beachtenswerthes, unter Anderen einen riesigen Tanzsaal, in welchem sich oft viele Hunderte von fröhlichen Menschen zusammenfanden, um dem Tanzvergnügen zu huldigen und wo auch die bessere Wiener Gesellschaft ihre Geselligkeits- und sonstigen Vereins-Abende abhielt.

Die Gründung solcher Vergnügungs-, Tanz-, Gesangs- und Geselligkeits-Vereine — oder wie sie sonst hiessen — war nämlich in den Fünfziger- und Sechzigerjahren Mode geworden, man fühlte das Bedürfniss im Kreise von guten Bekannten die Abende mit der Familie in jenen Vereinslocalen zuzubringen, denen man als Mitglied angehörte, um sich dort an den Productionen der Kunst, Musik, Declamation oder des Theaters etc. zu ergötzen. Diese Vereine schossen wie Pilze aus der Erde empor und erfreuten sich einer ungemeinen

Beliebtheit. Wer erinnert sich nicht z. B. der wohlklingenden Namen: Epheu, Helios, Immergrün, Hillaria, Edelweiss, Hesperus, Schubertbund etc. etc., die hier ihre glänzendsten Feste feierten.

Ein interessantes Bild dieses alten Hauses sammt der in der Nähe befindlichen **St. Johannes-Capelle**, hat sich noch erhalten, das ich *sub Fig. 159* beilege.

Die Capelle wurde bereits 3 Jahre vor Demolirung des Zeisighauses, nämlich im Jahre 1870 niedergerissen.¹⁾

Aber auch noch eine andere interessante Erinnerung knüpft sich an dieses merkwürdige Haus. Hier war es nämlich, wo der später so beliebte **Volksfänger Moser** zuerst mit einer kleinen



Fig. 159.

Das Haus „zum grossen Zeisig“.

Gesellschaft zu Ende der Dreissigerjahre sich producirt und alsbald ein entschiedener Liebling des Publicums wurde. Die Wiener hatten sich an den Zotten und Gemeinheiten der früheren Bänkelsänger sattgehört und sehnten sich nach einer besseren Kost.

¹⁾ Das Bild, das Emil Kütter im Jahre 1870 nach der Natur gezeichnet, zeigt uns das Zeisighaus in seiner ganzen Frontlänge. Der Bau datirt aus dem Anfange dieses Jahrhunderts und er hat sich in seinen baulichen Verhältnissen, ausser dem Herausrücken einer Mauer im Hofraume, in nichts geändert. Durch das Hinausrücken einer Mauer war ein Raum für ein Gärtchen gewonnen worden, das der Hausbesitzer und Gastwirth in einen schönen, schattigen Gasthausgarten umwandelte.

Was die **St. Johannes-Capelle** betrifft, so wurde sie in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, kurz nach dem zweiten Türkenkriege als Andachtschapelle errichtet und nachdem hier später ein Park angelegt wurde, wo nachher der Kaffeesieder Weghuber seine berühmten Weghuber-Gartenfeste arrangirte, so musste die Capelle (1870) wegen Passagestörung demolirt werden.

Moser war die richtige Persönlichkeit. Als geborener Wiener und sogenannter g'studirter Mann wusste er das Volksleben und den Charakter seiner Landsleute aufs trefflichste zu schildern, seine Spässe waren zwar körnig aber nicht gemein, seine humoristischen Vorträge, seine kleinen dramatischen Scenen voll kecker Laune und derben Humor, aber nie das Schamgefühl verletzend; seine Fiaker, seine Hausmeister, Sesselträger, Grundwächter etc. etc., waren urwüchsige Gestalten, voll Leben und Bewegung, aber auch voll Wahrheit, sie standen vor uns mit Fleisch und Blut; wer sie einmal sah, konnte sie nie wieder vergessen; sein Witz war zwar nicht so beissend und boshaft wie jener Nestroy's, aber gemüthlicher, harmloser und durchaus solid, er ging jeder Zweideutigkeit scharf aus dem Wege. Moser, der kühne Reformator des Brettels, brach auch sonst noch gründlichst mit den üblichen Gebräuchen und Gewohnheiten seiner Standesgenossen und führte überall Neuerungen und Verbesserungen ein, so z. B. verwarf er das bisher übliche ordinäre Absammeln mit dem Teller in der Hand von Tisch zu Tisch und fixirte ein mässiges Entrée; und während seine Vorgänger in den inferiorsten Vorstadtkneipen, im Prater oder in den verrufensten Spelunken der Vororte ihren Kunsttempel aufschlugen, wählte Moser für seine Soiréen nur solche Localitäten, die auf den Ruf strengster Solidität Anspruch machen konnten.

Er componirte seine Lieder und schrieb seine Volksstücke (darunter wahre Meisterwerke der Charakteristik), sich selbst; und während seine Vorgänger zur „Harfe“ sich begleiteten, oder später auch zur „Gitarre“ sangen, verbannte er diese altväterischen und unmodern gewordenen Instrumente und benützte statt dem das feinere und modernere Clavier!

So war denn durch einen einzigen reinen Geist, inmitten der vielen Unreinen, plötzlich die Anständigkeit in die verlotterte Wirthschaft gerathen.

Moser wirkte wirklich reinigend und veredelnd auf das ganze, damals so herabgekommene Volkssängerthum, das ihn jetzt nachzuahmen bemüht war, denn er drang mit seinem honettem Programm immer tiefer in die Massen des grossen Publicums ein, das sich allsonntäglich beim grossen Zeisig versammelte und das ihm immer reicheren Beifall spendete und dies mit umsomehr Grund, als er wirklich bemüht war, stets mit neuem Programm zu amüsiren und durch neue und tüchtige Ersatzmänner seine Truppe zu completiren.

So acquirirte er z. B. den köstlichen „Gatter“ und den braven Tenoristen „Hagn“, so auch „Hopp“ den classischen Spassmacher und emeritirten Possendichter und Schauspieler, den Director Carl in herzlosester Weise trotz zahlreicher Familie plötzlich kaltstellte, dann „Matras“ den nachmaligen vielbeklatschten und belachten „ersten Komikers“ des Leopoldstädter Theaters und noch mehrere andere.¹⁾

¹⁾ Moser (recte J. B. Müller) war in Wien geboren, Sohn wohlhabender Eltern, die ihm die Gymnasien bei den Schotten studiren liessen. Da er aber Vorliebe für die Musik hatte, wollte er keine Brodwissenschaft lernen, sondern widmete sich der Musik, lernte Geigenspielen, Singen und nahm Unterricht in der Composition, auch versuchte er sich in kleinen literarischen Arbeiten und schrieb einige Theaterstücke, die er bei kleinen Bühnen einreichte, die aber zurückgewiesen wurden. So verlegte er sich dann auf ein engeres Genre, auf die Dramatisirung kleiner Volksscenen nach echter Wiener Façon, worin er es wirklich zu grosser Meisterschaft brachte, so dass er von Keinem übertroffen wurde.

Seine persönliche Erscheinung, klein und untersetzt, war die eines Wiener Spiessbürgers. Bei seinen Vorträgen, im langen schwarzen Gebroch, mit goldenen Augengläsern, ein Buch in der Hand, hatte er etwas Schulmeisterisches, er sprach stets langsam, fast ohne Accent, ohne Affect und immer in belehrendem moralisirendem Tone; er verschmähte den Wiener Dialect und sprach das gewöhnliche „Deutsch“, ohne auf das sogenannte „streng hochdeutsche“ Anspruch machen zu wollen. Seine Kraft lag in Contrasten, in der Zusammenstellung wahrhaft komischer Momente und der Natürlichkeit und Ruhe, mit der er das Lächerlichste vortrug, er war Meister der trockenen Komik.

Einige seiner komischen Scenen würden noch heute (nach mehr als einem halben Jahrhundert) Glück machen, wie z. B.: „Die beiden Sesselträger“ oder „Misslungene Serenade“, oder auch „Der Scheerenschleifere“ oder „Er recommandirt sich selbst; dann „Die Fiaker in Wiens“, „Die Handwerker im Extrazimmer“;

Aber wie Alles im Leben mit der Zeit ein Ende nimmt, so war es auch mit den Triumphen Moser's!

Der moralisirende, solide Moser wurde den Leuten auf die Länge der Zeit langweilig und die immerwährende Sittsamkeit und Ehrbarkeit endlich doch zu monoton; man wollte eine mehr pikante, mehr gewürztere Kost!

Da erschien plötzlich Fürst und sang den Wienern mit seinem wüsten Gejohle, mit seiner lärmenden, kreischenden Stimme die gemeinsten plattesten Lieder, z. B.:

„Aber nur ka Wasser nôt,
 „Wasser dös mag i nôt,
 „Mein schwacher Mag'n
 „Kann's nôt vertrag'n.

So zerstörte er denn mit Ungestüm und mit der rücksichtslosen Ungenirtheit die jungen zartgepflegten Saaten des besseren Geschmacks und mit dem grössten Cynismus weckte er die schlimmsten Instincte des Volkes und schmeichelte ihren schlechtesten Leidenschaften!

Auch diesem neuen Götzen jauchzte das Volk in hellen Haufen zu und auch jetzt beeilten sich seine Standesgenossen diese neue Richtung nachzuahmen, natürlich in bedauerlichster Uebertreibung, denn nun meldete sich auch das „zarte Geschlecht“ zum Worte und gar sonderbare Damen erklimmen die „Rostra“ des Wirthshauses und schmetterten ihre mit Unflath gespickten Lieder in die Ohren ihrer entzückten Hörer.

Was z. B. auf dem Gebiete des gereimten Cancans auf dem Felde der Zweideutigkeiten die seelige „Mannsfeld“ leistete, wie sie von ihren jüngeren Rivalinnen an Schamlosigkeit und Frivolität übertroffen wurde, wie z. B. zuerst von ihrer eigenen Schwester, der corpulenten

„Der Muss in Wien“ oder „Der Hausherr comme il faut“; „Der politische Schneider und der phlegmatische Schuster“; „Der Hausmeister comme il faut“ und noch viel andere kleinere Scenen.

Seine Schriften erschienen bei C. F. Mörschner in Wien im Verlage, in kleinen zvanglosen Hefchen und jedem derselben war ein colorirtes Scenebild vorgedruckt, in welchem die handelnden Personen in ihrem Costüm im Momente der effectvollsten Scene dargestellt waren; unter jedem Bilde befand sich der Text, nämlich jene Worte, die die Personen zu sprechen hatten. Von diesen Texten verdienen einige angeführt zu werden, weil sie den Leser mit dem Geiste und der Ausdrucksweise der Moser'schen Muse am besten bekannt zu machen geeignet sind:

So z. B. sagt Scheerenschleifer Stigerl:

„Das also is ihr Bettgeher? Na ich dank, das Bett möcht ich sehen!“

Oder Lipperl (der Lehrjunge des Tischlermeisters Leim, sagt zu ihm, als er eben aus dem Versatzamt mit dem Bündel zurückkommt): „Weil's mir is — in der Dorotheergassen nehmens es nôt an.“

Meister: „Ja warum denn?“

Lipperl: „Weil die Abnützung der Effecten dem Schätzmeister zu präcios is und die Cassa aus Furcht des Interessenverlustes, dem dargeliehenen Capital kein Rückzahlungsvertrauen schenkt.“

Eine Scene beim Hausmeister Vincenz (eine Wohnpartei) sagt zum Hausherrn:

„Der Hausherr zieht aus; und wenn der Hausherr den rückständigen Zins nôt zahlt, wird er pfändt a no.“

Der Fiaker Schneeballenseppel sagt zu den beiden anderen Fiakern:

„Ja und was seits denn ds, daß man sich unter eng nôt mischen darf? Es Schnipfer ds schöbigen, ds Hallunken! Was ds seits, dds bin i Gott sei Dank a.“

Bei einem Advocatur-Concipienten klagt eine Partei:

„Jetzt hab' i mir an Advocaten g'nummen, damit er mi vertritt, daweil hat er mi verhascht!“

Bei den Handwerkern im Extrazimmer sagt:

Der Wiener: „Aber erlaub Du mir, i wir do lesen Finna, wann i vier Jahr in die Namal-Schul gangen bin!“

Berliner: „Tu ja, det kann ja find, daß Du in die Animal-Schul jejangen sein thust, aber — — ic.

„Montag“, dann von der seeligen mindergenialen „Ulke“, der mehr als resoluten „Hornischer“, oder der kühnen „Schmer“, dies Alles dürfte selbst unserer jüngeren Generation noch zur Genüge in Erinnerung sein.

Aber auch dieses moralische Ungewitter ging ohne besonderen Schaden glücklich vorbei, denn das oft zehnmal und hundertmal Gehörte, ermüdete; das Pikante dieser gesungenen Cochonnerien stumpfte sich von selbst ab und man ging, endlich dem ganzen schamlosen Treiben herzlich überdrüssig, aus dem Wege!

So musste denn jetzt etwas ersonnen werden, was die Hörschaft aufs Neue zu reizen vermöchte! Doch was nun? Man versuchte es nun mit etwas Nochnichtdagewesenen, mit den „politischen Witzeleien“ und nebstbei mit dem Anpreisen der „Wienerischen Urmuthlichkeit“.

Was das erstgenannte Genre, die „politische Witzelei“ betrifft, so waren wohl nur sehr enge Schranken gezogen, innerhalb welchen die Herren des Brettels sich bewegen dürften; kleine Uebelstände in der Gemeindegewirtschaft, einige Seitenhiebe auf das Ausland oder harmlose Besprechungen über Zeitungs-Enten, das war Alles, mit dem man das Publicum unterhalten durfte und mit dem also weder für Staat noch für Kirche eine Gefahr zu fürchten war.

Anders aber verhielt es sich mit dem zweiten Genre, mit der „Wienerischen Gemüthlichkeit“; hier machte man sich grosser Uebertreibungen schuldig, ging in der Verhimmelung dieser Gemüthlichkeit, in der Preisung dieser „Gefühlsduselei“ und Wienerischen „Anschmeichelei“ so weit, dass man gerade den entgegengesetzten Effect erzielte, denn die ewigen Posaunenstösse des Entzückens ermüdeten und die stereotypen Legenden vom „goldenen Wiener Herzen“ und vom „Wiener Hamur“ wurde bald so abgedroschen und öde, dass Niemand mehr diesen Lobhudeleiliedern ein aufmerksames Ohr schenkte.

Mittlerweile kam das Weltausstellungsjahr 1873, mit dem sich gar Vieles in der Branche des Volkssängerthums (man kann nicht sagen zum Bessern) änderte. Nur wenige ältere Kräfte ragten in die neue Zeit herein und vermochten sich bei der immer mehr und mehr zunehmenden Concurrenz zu behaupten.

Zu diesen wenigen gehörte vor Allen der alte, ehrliche, äusserst komische Karl Kampf, den sie erst vor einigen Jahren (nach 55jähriger Thätigkeit in seinem Fache) als einen hohen Siebziger begruben und den ein Jahr vorher Emanuel Pendel für ein Medaillon sprechend ähnlich modellirte.

Er war urkomisch, aber seine Komik hatte etwas Unbeschreibliches, etwas Undefinirbares. Alles was er that und sprach, hatte etwas ungeschicktes, linkisches, das zum Lachen reizte, obwohl er nicht lachen machen wollte — denn er kam nie aus seinem Ernst — aber das war eben das Gefährliche, das Verführerische bei der Sache, man musste lachen, aus vollem Halse, ob man wollte oder nicht!

Einer grossen Beliebtheit erfreuten sich auch Nagel und Amon, die ein ganz neues Duettenggenre pfl egten und in ihren späteren Collegen vielfache Nachahmer fand. Ich erinnere nur an Eckhart und Pieringer, (die auch als vorzügliche „Jodler“ brillirten), dann an Schieferl und Drechsler, die besonders mit ihren sogenannten „Schnapperliedern“ Glück machten, ferner an Lamming er und Lasky, deren „Grasltänze“ den Wienern noch heute in Erinnerung sind, endlich an Lebschmidt und Lamming er, die unter der Firma „Gfrettbrüder“ Popularität erlangten.

Eine besondere Erscheinung war der Volkssänger Binder (der blade Binder), den man auch den „Liechtenthaler Lablache“ nannte, weil er, wie jener, die stärkste Bassstimme

besass und bei ihm die Wände zitterten, wie bei jenem, wenn er die Stimme losliess. Die Grösse und Stärke seines Körpers, wie seiner Stimme war überraschend; er consumirte viel Bier und starb im Jänner 1881 in den traurigsten Verhältnissen.

Wenn ich noch die neueren Koryphäen des Volksgesanges nenne, wie z. B. Kriebaum, der vor einiger Zeit noch mit dem sehr talentirten musikalischen, jetzt irr-sinnig gewordenen Humoristen Nowak in Compagnie stand, jetzt aber allein das Geschäft fort-führt, dann Pitrot (Sohn des Hofoperntheater-Mimikers), ein ausgezeichneter Charakteristiker, ferner Seidl und Wiesberg, letzterer auch Volksschriftsteller, aber beide sich einer grossen Beliebtheit erfreuend, und die lustige „Mirzl“ (Frau Koblassa-Dreher) und die temperamentsvolle Kutzel und endlich den höchstoriginellen Guschelbauer, den der Maler Kupfer in der Charge als „alter Drahrer“ sprechend ähnlich verewigte, so dürfte ich beiläufig Alles genannt haben, was auf dem Gebiete des Wiener Volkssängerthums als besonders beachtenswerth bezeichnet werden kann, obwohl nicht zu leugnen ist, dass etwa noch Hunderte von Namen zu nennen wären, die Alle als Sterne zweiten und dritten Grades am Himmel des Volksgesanges glänzten oder zum Theil noch glänzen.¹⁾

Wollen wir noch, der Genauigkeit wegen, einige Seitenblicke auf die Geschichte unseres Wiener Volkssängerthums aus früheren Jahrhunderten werfen, so gelangen wir zu der beschämenden Ueberzeugung, dass unsere Kenntniss äusserst lückenhaft und dürftig ist und dass sie höchstens bis gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts hineinreicht und dass über diese Zeit hinaus sich gar keinerlei sichere Anhaltspunkte trotz der gründlichsten Forschungen darbieten:

Die Geschichte des Wiener Volkssängerthums des XVII. und XVIII. Jahr-hunderts.

Die Wiener waren trotz der herben Schicksalsschläge, die sie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erlitten, ein lustiges lebensfrohes Völkchen, das gerne Musik hörte und Musik machte und daher die Musiker und Volkssänger leben liess! Die Musikanten gehörten einem zünftigen Gewerbe an und hatten ihre eigene „Bruderschaft“ (einen religiösen Verein), aber nicht so die Volkssänger oder Harfenisten, Tanzgeiger, Liedersänger und Dudelsackpfeifer, diese betrieben ihr Handwerk wild, indem sie in den Häusern, auf der Strasse und in den Wirthshäusern musicirten und Almosen sammelten. Sie durften keine Steuer zahlen und wurden gleichsam einer besseren Classe von Bettlern beigezählt. Ihr Instrument war der „Dudelsack“, oder sie sangen zur Geige oder begleiteten sich zur Harfe.

¹⁾ Die Koryphäen zweiten Ranges dürften sich beiläufig in folgende Namen zusammenfassen lassen, und zwar die als Salonjodlerin bekannte Mathilde Krah!; die Willma (Collegin der Schmer); der Sopranist Erös (recte Stark), der eine zeitlang als „schöner Dawidle“ brillirte; Lorens (auch Volksdichter); Rück, der mittlerweile für das Buda-pesther Theater als Komiker gewonnen wurde; der lustige, doch nie gemeine Zangl; die Gebrüder Schütz sammt Frau; Stöckl, der sich, wie sein Vater, vor einigen Jahren vermögich vom Geschäft zurückzog; die Brüder Pawlowsky unter dem Namen „Nigowitz“ bekannt; Ecker, der frühere tüchtige Vorstand der Volkssängergenossenschaft; der Sopranist Schmitter, (auch als Stegreifdichter verwendbar); die Schwestern Reichmann unter dem schmeichelhaften Namen: „Wiener Nachtigallens“ bekannt; die beiden Kraus, die sich den Namen „Hernalser Madeln“ zulegten; die Linder (als „harbe Godl“ populär); Edi und Biedermann; Hirsch mit guter Gesellschaft; Altenburger, Kogler, Böhm, Locher, Ulrich, Müller, Eckart, Vogl, Fischer, Betz, Vanini, Tini Blanche, Raab, Dänzer, Antonino, Schmutz, Melzer, Steidler, Dreher, Xandl, Weber, Kriskke, Mayer, Hanger, und in neuerer Zeit: die Schwestern Lanner, Pötzl, Bogner, Rück, Graf, Rieder, Demmer und Howe.

Wer die ersten Volkssänger waren, ist nicht zu ermitteln. Trotz der gründlichsten Erhebungen und Nachforschungen kommen wir immer und immer wieder auf jenen, von den Berliner Gelehrten in seiner Existenz hartnäckig bestrittenen **Sackpfeiffer und Wiener Bänkelsänger Max Augustin** zurück, der in den Wiener Wirthshauspelunken wirklich spielend und singend herumzog und seine Unsterblichkeit weniger seinen Kunstleistungen, als vielmehr seiner bodenlosen Liederlichkeit und Trunksucht, vornehmlich aber seinem grässlichen Abenteuer in der Pestgrube verdankte. Eines Abends nämlich, ging er vollbetrunken nach Hause, fiel auf der Strasse um und schlief ein. Die Siechknechte (in der Meinung, es sei eine Leiche) luden ihn mit anderen Todten auf einen Wagen und warfen ihn unweit St. Ulrich in die „Pestgrube“. Dort blieb er die ganze Nacht zwischen den Leichen liegen. Morgens beim Erwachen wurde er erst mit Schrecken gewahr, dass er sich zwischen Pesttodten befinde und konnte nicht begreifen, auf welche Art er eigentlich hieher gekommen sei. Auf sein Lärmen kamen die Siechknechte herbei und befreiten ihn aus dieser grässlichen Lage! Dieses schauerliche Nachtlager schadete ihm aber nicht im Geringsten; frohen Muthes kehrte er heim und erzählte lachend seinen Hausgenossen, was ihm passirt sei.

Augustin war ein Zeitgenosse von **Abraham a Sancta Clara**, den er nachzuahmen suchte. Einmal wurde ihm sogar die Ehre zutheil, bei Gelegenheit einer Armenbetheilung dem kais. Hofprediger und Hofburg-Pfarrer von St. Augustin einige Lieder vorspielen zu dürfen. Auch machte **Abraham** gelegentlich einer Sonntagspredigt vom Sackpfeifer Augustin eine scherzhafte Erwähnung.

Ob das Lied vom „**lieben Augustin**“ auch wirklich aus seiner Feder stamme, konnte nirgends mit Bestimmtheit nachgewiesen werden, aber so viel ist gewiss, dass (laut Einsichtnahme der Acten, die mir von Seite des löbl. Magistrates bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden) er zuletzt auf der Landstrasse-Hauptstrasse im **Eysler-Haus** Nr. 120 wohnte und dass ihn, den bereits 60jährigen Mann, dort am 10. October 1705 nach einer durchschwelgten Nacht in seinem Kämmerlein der Tod ereilte und er auf dem **Nicolaier Friedhofe** (wo jetzt am Kirchenplatz auf der Landstrasser-Hauptstrasse der „Grünmarkt“ sich befindet) zur Erde bestattet wurde.

Von seinen Liedern ist keines auf die Nachwelt übergegangen. Laut **Todtenprotokoll** Nr. 55, Seite 107 erreichte er ein Alter von 60, laut **Wienerischen Diarium** aber ein Alter von 62 Jahren. Die Todesursache war ein Schlagfluss, dem er Nachts vom 10. auf den 11. October 1705 unterlag.

Zur Zeit Augustins war nur noch **Georg Staben** bekannt, den die Stadtchronik als ausgezeichneten Tanzgeiger und Liedersänger kennt; er war ein intimer Freund Augustins und scheint, wie jener, ein „Musterlump“ gewesen zu sein, denn auch er war dem Trunke ergeben und ging auf gräuliche Weise zu Grunde, indem er 1706, volltrunken, Nachts in eine Senkgrube vor dem Stubenthore fiel und im Unflath förmlich erstickte; man begrub ihn ebenfalls am **Nicolaier Friedhofe** neben dem Sackpfeifer Augustin.

Nach diesen zwei Heroen des Bänkels kommt eine lange Pause von vielen Decennien bis unsere Wiener Localgeschichte neuerdings einzelne hervorragende Repräsentanten dieser Gesangsgattung zu nennen weiss.

Als die Vorzüglichsten zu Anfang dieses Jahrhunderts und zum Theil noch während der ersten und zweiten Invasion 1805 und 1809 werden uns genannt: der **blinde Poldl** (Bürger), dessen Stimme sich besonders zu ernsten und sentimentalen Volksliedern mit langgezogenen und schmach tenden Tönen eignete; dann der einäugige **Manochetti**; ferner der „**Swickerl**“ (mit seinem wirklichen Namen **Leopold Mayer**); endlich der **Kothkopf**, der unter dem Namen

„Dudler im Hafen“ populär wurde. Dies ist aber Alles was man auf dem Gebiete des Volkssängerthums in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts an hervorragenden Namen aufzufinden und festzuhalten vermochte. Alle weiteren Namen gehören den Zwanziger- und Dreissigerjahren an.¹⁾

Das gemalte Haus (auch „zum Haus Oesterreich“ genannt) Nr. 128 (neu 28)

befindet sich an der Ecke der Burg- und Kirchengasse (früher Luftschützgasse und Dreihüttengasse genannt). Es ist ein altes weitläufiges Gebäude des vorigen Jahrhunderts, mit vielen Höfen, finsternen Gängen, an dem noch die Josefinische Tünche bemerkbar.

Wie das Bild *sub Figur 160* zeigt, war die Aussenseite der ganzen Front entlang gemalt.²⁾

Es geht die Sage, dass in diesem Hause einst ein Maler gewohnt habe, der so arm war, dass er die geringe Miethe seines Dachkammerleins nicht bezahlen konnte; der Hausherr, ein wucherischer Blutsauger, erklärte ihm den Zins nachsehen zu wollen, wenn er die riesige Front des Hauses bemale, was der arme Teufel natürlich thun musste. So entstanden die Maleereien an der Aussenseite des Hauses, die leider keinerlei Pflege fanden und ohne renovirt zu werden, mit jedem Tage mehr und mehr verblasste, bis sie endlich ganz verschwinden werden.³⁾

Das Haus Nr. 233 (neu 69).

ist Eigenthum des Stiftes Schotten, welches hier ein Haus erbaute, das zu einem der ältesten dieses Grundes gehörte. Erst im Jahre 1826 wurde dieses Haus von Grund aus neu gebaut. Hier befand sich das Gericht der Stiftsherrschaft der Schotten, gegenwärtig ist hier der Sitz des Bezirksgerichtes Neubau.

Das Haus bildet eine Ecke in die Hermannsgasse und ist mit dem Hause Hermannsgasse Nr. 38 identisch.

Das Bild *sub Fig. 161* zeigt uns das Haus aus dem Ende der Zwanzigerjahre.⁴⁾

¹⁾ Die hervorragendsten Volkssänger in der Zeit der Zwanziger- und Dreissigerjahre waren: ein gewisser Weissenhammer, der mit Vorliebe im Rittercostüm auftrat, Seitz, Ramsch, Biber, der einfüssige Jansch (alle vier letztgenannten spielten mit Vorliebe »Ritter«), Aloni, Krausgruber (der auch als Jodler excillirte); Schwarz, Kreuz, Westmayer, Bachmeier, Kostmeier (ein vorzüglicher Tenorist), die Gebrüder Fuchs, Bedenk, Anselm, Stöckel (der begütert sich vom Geschäft zurückzog), Jonas (der blind und bettelarm endete), die Geschwister Limbrunner, die Schwestern Scharinger, Früholz, Herzog (nebstbei Virtuose auf dem Holz- und Strohinstrument, das Gusikow im Wiedener Theater zuerst producirt), Kwapil, Deckmaier, das Ehepaar Grüner, dann Hartl, Glimisch, Niklas Beer, Feldmann, Kaiser, Zuck, Lunner, Gruber, Wind, Bandrechtsler, Glingelbauer, Fortin, Redenthal, Gerlach, Stern, Hofmann, Blewan, Kortüller, Eberl etc.

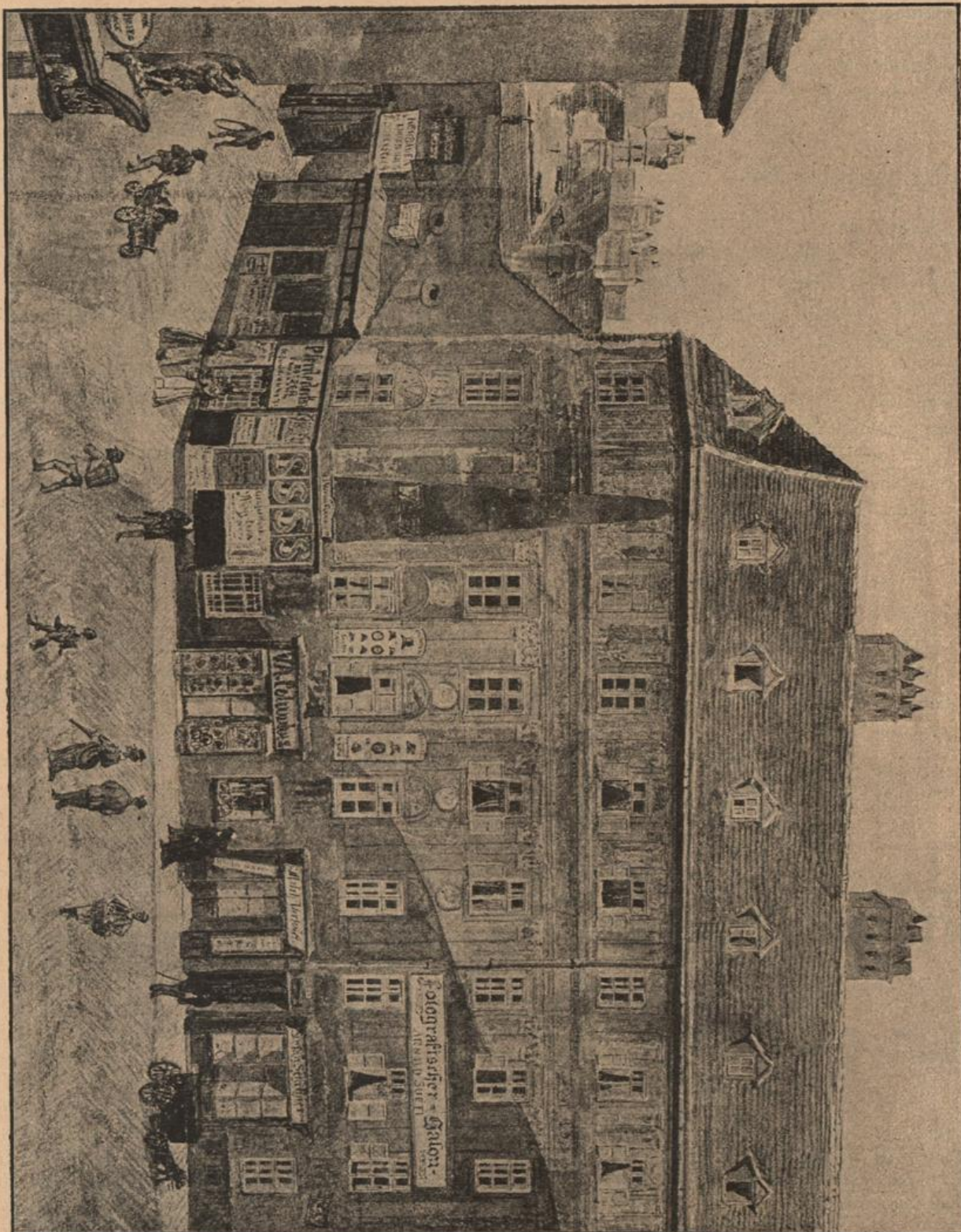
²⁾ Das Bild ist nach der Natur von Emil Hütter gemalt und gezeichnet und stammt aus dem Jahre 1880.

³⁾ In Josefs II. Zeiten wurde es Mode, die Häuser wohlhabender Bürger zu bemalen. In der Josefstadt z. B. und am Neubau fanden sich noch in den Zwanziger- und Dreissigerjahren mehrere solche von aussen bemalte Häuser vor, wie auch in der Stadt, wie z. B. auf der Brandstätte und Am Peter bei der Schnecke und dann wo der Wolf den Gänsen predigt und eines im Tiefen Graben; doch verschwanden diese Häusermalereien in der Stadt früher als in den Vorstädten.

⁴⁾ Das Bild ist den gräflich Vasquez'schen Randvignetten aus dem Ende der Zwanzigerjahre entnommen.

Fig. 160.

Das gemalte Haus (auch zum Haus Oesterreich genannt) Nr. 128 (neu 28).



Das Langenkeller-Haus Nr. 234 (neu 67)

(ehemals Versorgungshaus zum Langenkeller mit der St. Martins-Capelle, identisch mit Neubaugasse 67.)

Es ist Eigenthum des Schottenstiftes und jenes Haus, das dieses Stift zu Ende des XVII. Jahrhunderts hier aufführte, gehörte zu einem der ältesten Gebäude dieses Grundes. Eigentlich war es ein grosser weitläufiger Keller zur Zugutebringung der „Stiftsweine“, der hier ursprünglich errichtet wurde und über welchen der Schottenabt **Sebastian Faber** (der Wohlthäter der Armen), kurz nach Beendigung des zweiten Türkenkrieges 1683 ein „Armenhaus“ zum Ruhe- und Erholungssitz für abgelebte Diener des Stiftes erbaute, das man dann das „Langenkellerhaus“ nannte.

Aber schon im Jahre 1751 nahm Maria Theresia dieses Haus in ihren kaiserlichen Schutz, um es zu einem allgemeinem Versorgungshaus umzuwandeln, jedoch hatten vorzugsweise die abgelebten Diener des Stiftes, sowie auch alle Bewohner von Ober-, Unter-Neustift und Neubau etc. zu diesem Versorgungshause Zutritt, weil die Bewohner dieser Gründe schon früher ansehnliche Beiträge zu diesem Zwecke leisteten.

Im Jahre 1772 wurde auch eine zum Hause gehörige Capelle durch den Baumeister **Jakob Wiefinger** erbaut und am 26. September 1772 von **Marrer** zu Ehren des heiligen Martin eingeweiht.

Der Altar mit dem Bilde des heiligen Martin, sowie die Bilder vom heiligen Anton und Christoph, die Kanzel und die übrigen Einrichtungsstücke sind das Geschenk der **Magdalena Schillinger**, einer Drahtziehermeisterin auf dem Spittelberg, die auch den Gottesdienst an Sonntagen Nachmittags mit einem Capital von 1000 fl. im Jahre 1775 stiftete.

Im Jahre 1814 beschenkte Herr **Josef Steinböck**, (bürgerl. Eisenhändler und Hausinhaber zu Mariahilf), die Capelle mit einer Orgel und ein nichtgenanntseinwollender Herr A. C. errichtete in dieser Capelle einen neuen Altar zu Ehren des heiligen Johann von Nepomuk.

Zu bemerken ist noch, dass der erste Beneficiat **Leopold Mann** diesem Beneficium seine aus mehreren hundert Bänden bestehende Büchersammlung hinterliess.

Das Versorgungshaus sammt der Martins-Capelle wurde im Jahre 1854 von Grund aus niedergerissen und das jetzige dreistockhohe elegante Zinshaus (Eigenthum des Schottenstiftes) im Jahre 1855 an dessen Stelle neu erbaut.

Ein Bild *sub Fig. 162* zeigt uns das Versorgungshaus sammt der St. Martins-Capelle¹⁾ noch kurz vor ihrer Demolirung.

Auch ein anderer Moment knüpft sich als werthvolle Erinnerung an dieses Haus, eine Erinnerung, die bei uns Wienern nicht in Vergessenheit gerathen soll, da es sich um eine Begebenheit aus dem Leben Kaiser Josef II. handelt, die beim Volke wenig oder gar nicht bekannt ist.

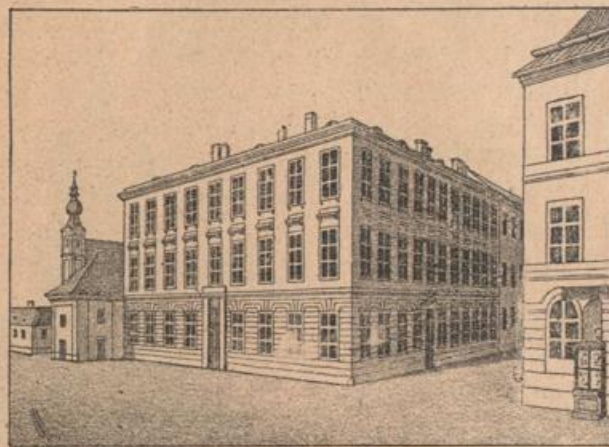


Fig. 161

Das Gerichtshaus.

¹⁾ Das Bild von Emil Hütter, nach der Natur gezeichnet, datirt aus dem Jahre 1854, es zeigt uns das Haus und die Capelle mit der Front gegen die Burggasse (damals Langenkellergasse) kurz vor dessen Demolirung.

Eine Episode aus dem Leben Kaiser Josef II.

Am 12. October 1772 brach im obigen Hause, und zwar im Trakt der Männer, ein Feuer aus. Es war bereits Mitternacht. Trotz der vorgerückten Nachtstunde eilte der menschenfreundliche Kaiser Josef II. zur Brandstätte, um persönlich Hilfe zu leisten.



Fig. 162.

Das Langenkeller-Haus.

Sein Uebereifer führte ihn in ein brennendes Local, wo bereits ober ihm die Balken des Plafonds zu brennen begannen. Einer dieser brennenden Balken, unter welchem eben der Kaiser stand, drohte einzusinken und herabzufallen und ihn unter seiner Last unaufhaltsam zu zerschmettern, als eben noch rechtzeitig der Hutmacher **Matthias Gowath** vom Neubau, den Kaiser mit Gewalt erfasste und hinwegzog, worauf wirklich im nächsten Augenblick der Einsturz erfolgte! Die augenscheinliche Gefahr, in welchem das Leben des Kaisers schwebte, rief allgemeine Theilnahme für die Person des Kaisers hervor und die grosse Freude über die glückliche Errettung machte sich in tausendstimmigen Hochrufen bemerkbar: „Es lebe der Kaiser“ hallte es jetzt aus aller Mund. Der Kaiser aber sprach zu den Umstehenden in mildem aber ruhigem Tone die

denkwürdigen Worte: „Ihr guten Leute! Ich habe nichts gethan, als was jeder von Euch gethan hätte, mich bemüht, das geheiligte Vermögen der Armuth zu schützen.“

Diese schönen Worte wiederhallten in den Herzen der Wiener und auch der Kaiser wiederholte diese Worte in einem Rescript vom Jahre 1773, als er in Wien ein „neues Armeninstitut“ ins Leben rief. In der Einleitungsverordnung wird „von dem geheiligten Vermögen der Armuth gesprochen“.